

Kennen wir uns? Soziologische und theologische Deutungsmuster der kirchlichen Mitgliedschaftsbeziehung

Von Prof. Dr. Jan Hermelink, Theologische Fakultät der Universität Göttingen

»Schatz, wir müssen reden!« Kirche und Mitgliederkommunikation. 51. Jahrestagung Öffentlichkeitsarbeit, Darmstadt, 27.-29.3.2017

Der folgende Text ist die nachträgliche Verschriftlichung eines Vortrags, den ich am zweiten Tag der o.g. Tagung gehalten habe. Am Vortag hatten sich Gerhard Wegner vom Sozialwiss. Institut der EKD und Christian H. Schuster, Leiter einer Agentur für Verbandskommunikation, zum Thema »Mitgliedschaft/Mitgliederkommunikation« geäußert. Dazu kam ein abendliches Impulsreferat von Kirchenpräsident Volker H. Jung (EKHN) zum Thema »Kirche und Öffentlichkeit – angesichts der Digitalisierung der Massenmedien«. Mein Vortrag nimmt – vor allem in Teil 1 und 2 – verschiedene Äußerungen aus diesen Vorträgen und den anschließenden Diskussionen auf, ohne dass dies im Einzelnen nachgewiesen wird.

1. »Schatz, wir müssen reden« – Beobachtungen zu einer Karikatur



Meine Sicht des Themas und meine Vorgehensweise bei seiner Bearbeitung möchte ich eingangs an der Karikatur verdeutlichen, die als Blickfang für den Einladungs- und Programmflyer der »51. Jahrestagung Öffentlichkeitsarbeit« diente.¹ Während der Untertitel der Tagung ihr Thema nannte: »Kirche und Mitgliederkommunikation«, stellt der Obertitel zugleich die Unterschrift der Karikatur dar: »Schatz, wir müssen reden!«

Was ist hier zu sehen, und wie wird das Thema »Kirche und ihre Mitglieder« durch die Verwendung dieser Karikatur gedeutet?

Wir sehen zwei Menschen beim Frühstück, nicht mehr jung und auch nicht mehr sonderlich attraktiv. Verschiedene Signale deuten darauf hin, dass die beiden keinen Grund (mehr) sehen, einander einen attraktiven oder auch nur freundlichen Anblick zu bieten. Sie sind sich, so muss man vermuten, seit Langem und in vielen Lebenslagen vertraut; sie haben sich aneinander gewöhnt, im Guten wie im Schlechten und jedenfalls im gewöhnlichen Alltag. – Kirche und Mitglieder: Das ist dieser Karikatur zufolge jedenfalls eine Beziehung mit wenig, allzu wenig Unbekanntem, und vielleicht gerade darum höchst anfällig für Missverständnisse.

Die Karikatur, die uns hier präsentiert wird, bezieht ihre Wirkung nicht zuletzt aus der Reibung unterschiedlicher Zeitebenen. Zwar lebt dieses Paar offenkundig schon lange miteinander – und zugleich hat es seine Zukunft noch vor sich: Der Tag ist noch jung; und jedenfalls eine/r der beiden ist daran interessiert, dass dieser neue Tag, dass die nächsten Tage und Jahre dieses Paares anders verlaufen als gewohnt. Die Kommunikation, die hier – wie ungewaschen und wie verzerrt auch immer – eingefordert wird, soll in den Beziehung der beiden etwas ändern, sie soll mit Vertrautem brechen und neue Chancen eröffnen.

Kirche und Mitglieder: Auch in dieser Beziehung reiben sich verschiedene Zeitebenen. Was man voneinander erwartet, durch gewohnte wie durch neu beabsichtigte Kommunikation, das hängt nicht zuletzt davon ab, wie weit zurück man schaut – wo und wann also man den (glücklichen) Anfang der Beziehung sieht – und für wann man den Beginn der Beziehungskrise ansetzt. Wird der ‚honeymoon‘ zwischen den Mitgliedern und ihrer Kirche in die 1950er Jahre verlegt, als die Kirchen voll und die Reputation der Kirche hoch erschien, dann wird vergessen, dass die Distanz vieler Mitglieder zu ihrer Kirche weiter zurückreicht, je nach Milieu bis in das frühe 19. Jahrhundert, als das kritische Bürgertum sich von der Kirche abwandte, oder in das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert, als viele Arbeiter aus der

Kirche austraten. Die 1950er Jahre stellen, so gesehen, eher eine Art zweiten Frühling zwischen der Kirche und ihren Mitgliedern dar³, mit dem man die gegenwärtige Lage nicht unbedingt vergleichen sollte. Anders gesagt: Ob es zwischen den Mitgliedern und ihrer Kirche je eine entspannte Beziehung gab, in der kein Redebedarf bestand – das kann durchaus bezweifelt werden.

Eine weitere Dimension der hier gezeigten Paarkommunikation, die sich mit der Beziehung zwischen Kirche und Mitgliedern vergleichen lässt, betrifft die komplexe Art und Weise, in der die beiden sich wechselseitig wahrnehmen. Die eine erkennt, dass ihr Gegenüber eine Brille aufhat, die – so muss sie vermuten – ihm ein verzerrtes, vielleicht medial überformtes Bild der Wirklichkeit liefert. Umgekehrt kann er – Brille hin oder her – wahrnehmen, dass sein Gegenüber sich heute morgen bereits – kritisch prüfend – im Spiegel beobachtet hat: Die Frisur muss noch gerichtet werden.

Beziehungen, auch die Beziehungen zwischen einer Organisation und ihren Mitgliedern sind deutungsabhängig – daran hat Gert Wegner gestern schon erinnert. Je nachdem, ob die Mitglieder ihre Kirche durch persönliche Erfahrung, oder eher medial, oder – das ist sicher die wichtigste Dimension – im Licht ihrer familiären Tradition mit Glauben und Kirche wahrnehmen, kommen ganz unterschiedliche Züge in den Blick.

Umgekehrt – darauf hat der Religionssoziologe Joachim Matthes immer wieder hingewiesen – ist die Perspektive der Kirche auf ihre Mitglieder immer schon durch eine spezifische Asymmetrie geprägt:

»Indem das Institut der Amtskirche für die, die es betreiben [also die Hauptamtlichen wie die kerngemeindlich Engagierten, JH], zu einer Lebenswelt eigener Art wird, in der ‚das Christliche‘ in seiner Bestimmtheit zur beherrschenden Dimension aller Lebensvollzüge für die die Amtskirche Betreibenden wird, schrumpft zugleich deren Wahrnehmungsfähigkeit für die Vielzahl und Vielfalt der außerhalb der amtskirchlich geprägten Lebenswelt existierenden und dennoch in der christlichen Überlieferungsgeschichte stehenden Lebenswelten.«³

Etwas einfacher gesagt: Die kirchlichen Insider, die die Sicht ‚der Kirche‘ auf ‚die Mitglieder‘ repräsentieren, können gar nicht anders, als bestimmte normative Erwartungen (»das Christliche«) an diejenigen anzulegen, die außerhalb des institutionellen Binnenraums

leben. Und umgekehrt reagieren die derart ‚distanzierten‘ Mitglieder auf diese Erwartungen, die ihnen ja – etwa durch den Konfirmandenunterricht – vor Augen geführt werden, mit »einem Einstellungs- und Verhaltenssyndrom der sympathisierenden Abständigkeit«.⁴

Die Aufforderung zur Kommunikation – »Schatz, wir müssen reden« – wird vom Gegenüber also geradezu zwangsläufig anders – als fremd und vielleicht auch als übergriffig – empfunden, als sie vom Redenden gemeint ist. Und man wird vermuten müssen, dass diese Asymmetrie sich verstärkt, wenn auf der einen Seite eine große, alte und schwergewichtige Institution steht und auf der anderen Seite ‚nur‘ einzelne Menschen oder Gruppen, die hinter jeder Aufforderung zur Kommunikation noch ganz andere Absichten vermuten (müssen). Diese perspektivische Asymmetrie zwischen Institution und Individuen ist – auch dies betont Matthes – nicht aufhebbar, auch nicht durch eine empirisch-sozialwissenschaftlich raffinierte Beobachtungsweise. Umso wichtiger scheint es, dass diejenigen, die nach neuen, Vertrauen schaffenden und Zukunft eröffnenden Kommunikationsformen suchen, sich dieser – genauer: ihrer – eigenen Perspektivik bewusst sind.

Die Karikatur erinnert schließlich daran, dass die Komik – oder die Tragik – dieser Paarkommunikation nur *einem Dritten* auffällt, der die Beiden seinerseits beobachtet und in ein prägnantes, in diesem Fall: witziges Bild fasst. Als solche Dritte können die professionellen Öffentlichkeitsarbeiter gesehen werden, die zwischen kirchlicher Institution und Individuen vermittelt, oder auch der Praktische Theologe, der jene Beziehung seinerseits durch eine bestimmte Brille wahrnimmt: mittels empirischer Daten, und mittels einer Deutung, die diese Daten in einen theologischen, in diesem Fall: in einen kirchentheoretischen Rahmen bringt. Der Praktische Theologe nimmt auf diese Weise gleichsam die Position eines Eheberaters ein, der (jedenfalls der einen Partei) bestimmte Beobachtungen zur Verfügung stellt und damit eine neue Sichtweise – eine andere Brille – vorschlägt.

Gleichwohl wird auf diese Weise die Asymmetrie zwischen der kirchlichen Institution – zu der ja auch ihre Öffentlichkeitsarbeit gehört – und den Mitgliedern erhalten bleiben. Der praktisch-theologische Berater kann darum nicht mehr erwarten, als dass die Institution sich ihrer Brillen, ihrer spezifischen Perspektive ein wenig bewusster wird – und darum mit ihrem Gegen-

über, den Mitgliedern, *aber auch mit sich selbst* ein wenig sorgsamer, freundlicher und geduldiger umgeht.

2. »Mitgliederkommunikation« – die vielen Ziele der kirchlichen Organisation

Aus den Vorträgen, den anschließenden Diskussionen wie auch in den Pausengesprächen, die bekanntlich immer die produktivsten sind, hat der praktisch-theologische Beobachter zu ergründen versucht, was die Beteiligten unter dem Tagungsthema »Mitgliederkommunikation« jeweils verstehen. Deutlich ist mir dabei (einmal mehr) der appellative Grundzug dieser Stichworts geworden: Mitgliederkommunikation ist nicht etwas, was immer schon stattfindet und immer schon gelingt, sondern was prinzipiell unzureichend ist und darum allererst begonnen werden – »Schatz, wir müssen reden!« – oder jedenfalls grundlegend anders gestaltet werden muss. Genauer ist dieser appellative, ja normative Grundzug des Begriffs vielleicht dadurch zu fassen, dass man die Ziele notiert, die mit der (verbesserten) Mitgliederkommunikation erreicht werden sollen. Hier eine kleine, natürlich bereits perspektivisch bearbeitete Auswahl:

- Durch die Kommunikation mit den Mitgliedern soll sich die *Aufmerksamkeit* für die Kirche erhöhen. Bestimmte Themen und Anliegen der Institution sollen im öffentlichen Bewusstsein, und/oder im Bewusstsein der Mitglieder stärker präsent sein. Diese Aufmerksamkeit kann für sozialetische Positionen oder für religiöse Einsichten geweckt werden.
- Ein anderes Ziel der Mitgliederkommunikation, der sich die Öffentlichkeitsarbeit widmet, ist die Verbesserung des *Images* der Kirche, sei es in der Öffentlichkeit, bei einzelnen Gruppen oder eben bei einzelnen Mitgliedern.
- Oder es geht darum, die *Verbundenheit* der Mitglieder mit ihrer Kirche zu stärken.
- Konkreter kann die Kommunikation mit den Mitgliedern darauf zielen, sie von einem Kirchenaustritt abzuhalten. Das Gegenstück sind dann Kampagnen zum Wiedereintritt in die Kirche oder – *mutatis mutandis* – die Einladungen zur Taufe.
- Kommunikation mit den Mitgliedern kann auch darauf zielen, zu bestimmten kirchlichen *Veranstaltungen* einzuladen. Elementar ist hier das Ziel, dass mehr Mitglieder in die kirchlichen Gottesdienste kommen – sei es in

den ‚normalen‘ Sonntagsgottesdienst, sei es zu besonderen Gottesdiensten.

- Auch das kommunikative Ziel, die Mitglieder zu mehr *Engagement* in der Kirche, sei es in der Gemeinde oder in diakonischen Initiativen zu bewegen, wird immer wieder genannt.

Je genauer diese Ziele in Blick genommen, umso mehr sie – und auch das gehört ja zur Aufgabe der Öffentlichkeitsarbeit – spezifiziert werden, desto deutlicher zeigt sich: Die verschiedenen Ziele stehen durchaus in Spannung, ja mitunter im Widerspruch zueinander. Das hat nicht nur mit unterschiedlichen Konkretionsebenen der Zielformulierung zu tun, sondern diese Differenzen lassen sich auch unschwer auf unterschiedliche kirchliche Akteure zurückführen, die je andere Interessen verfolgen. Der Fundraiser des Kirchenkreises, um nur ein Beispiel zu nennen, ist sicher mehr am kirchlichen Image als an der Frequenz des Gottesdienstbesuchs interessiert; aus der Sicht der Gemeindepastorin sieht das anders aus. Und ‚die Kirchenleitung‘, die auf der Darmstädter Tagung immer wieder als widerständiges, ja unverständiges Gegenüber aufgerufen wurde, ist am öffentlichen Bild der Kirche vielleicht auf ganz andere Weise, aber nicht weniger interessiert als der Beauftragte für den Religionsunterricht.

Die Vielfalt der – mehr oder weniger ausdrücklichen – Ziele verweist also nicht zuletzt auf die interne, durchaus spannungsvolle Vielfalt dessen, was meist vereinfachend (und dann gerne ohne bestimmten Artikel) ‚Kirche‘ genannt wird. Die Spannung zwischen ‚der Öffentlichkeitsarbeit‘ und ‚der Kirchenleitung‘, oder die Spannung zwischen ‚den Gemeinden‘ und ‚der Kirchenleitung‘, und ebenso die vielen konkreten Auseinandersetzungen zwischen der Öffentlichkeitsarbeit und den Akteuren vor Ort – alle diese Spannungen gehören zur evangelischen Kirche, ja vielleicht wird das Profil dieser Kirche durch jene Spannungen und Widersprüche allererst konstituiert.

Man kann die genannten Ziele der Mitgliederkommunikation darum nicht zuletzt als Verweis auf bestimmte *Bilder* der Kirche verstehen: Sie erscheint hier als ein Akteur unter anderen in der politischen Öffentlichkeit, oder als Akteur in der Zivilgesellschaft; die Kirche wird als gottesdienstliche oder als diakonische Gemeinschaft konzipiert, oder als eine Organisation, die auf finanzielle Unterstützung und andere materielle Ressourcen angewiesen ist. Die praktisch-theologische Beobachtung läuft darum, jedenfalls in

meiner Perspektive, ganz wesentlich auf eine Präzisierung und Differenzierung des Kirchenbegriffs hinaus, der dem Wunsch nach Mitgliederkommunikation zugrunde liegt (s. dazu Abschnitt 6).

Umgekehrt konstruieren jene Kommunikationsziele auch jeweils bestimmte Bilder ‚der‘ Mitglieder – sei erscheinen als potenziell Engagierte, Distanzierte, Desinformierte oder Überforderte, mit ganz unterschiedlichen Erwartungen und Befürchtungen. Für die Frage, was die Anforderung »Schatz, wir müssen reden!« im Kontext der Kirche zu bedeuten hat, sind darum die Mitgliedschaftsbefragungen, die die EKD seit Jahrzehnten durchführt, eine höchst aufschlussreiche Quelle. Denn hier wurde und wird ja versucht, die kirchlich-institutionelle, immer schon inhaltlich bestimmte Perspektive tatsächlich zu verändern und die Sicht der Einzelnen auf die Kirche zu eruieren.⁵ Wo sehen die Mitglieder die Stärken und Schwächen der Kirche, was erfahren und was erwarten sie von ihr?

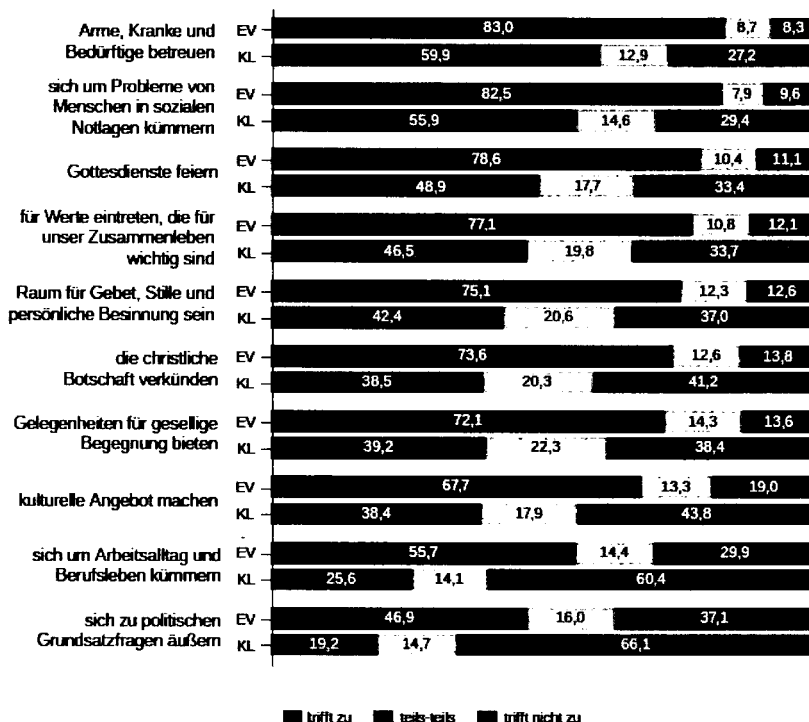
Noch einmal sei an Joachim Matthes erinnert. Immer wieder hat er zu bedenken gegeben, dass die kirchliche Institution über jenes Wissen, das hier mit hohem sozialwissenschaftlichen Aufwand erhoben wird, doch eigentlich schon verfügt.⁶ Was die Mitglieder hinsichtlich der Kirche kritisieren und erwarten, das weiß doch

eigentlich jede Pastorin, die ihren Gemeindegliedern im Kasualgespräch oder im Konfirmandenunterricht begegnet und die auch beim Supermarkteinkauf, in der Lokalzeitung oder durch Fernsehkrimis von den religiösen Prägungen und den Kirchenbildern erfährt. Die Mitgliedschaftserhebungen konstruieren, so gesehen, allererst die Distanz zwischen Institution und Individuen, die sie zu überbrücken beanspruchen. Oder etwas vorsichtiger ausgedrückt: Auch die Mitgliedschaftsuntersuchungen stellen eine bestimmte Brille, die die Mitglieder zwar genauer und differenzierter, aber doch immer noch in einer bestimmten Perspektive in den Blick nimmt. Das ist bei der nun folgenden Betrachtung von (nur) zwei Ergebnissen aus der jüngsten Erhebung, von 2012, immer mit zu bedenken.

3. Was die Menschen von der Kirche erwarten

Zu den klassischen Fragen der EKD-Mitgliedschaftserhebungen gehört seit 1972 die Frage, in welchen Bereichen die evangelische Kirche besonders tätig werden sollte. Seit 1992 werden auch Konfessionslose nach ihren Erwartungen an das kirchliche Handeln befragt. Die folgende Grafik gibt die Ergebnisse der V. Befragung, die 2012 durchgeführt wurde, für beide Gruppen wieder.⁷

Ich möchte gern wissen, inwiefern sich die evangelische Kirche Ihrer Meinung nach in den folgenden Bereichen engagieren soll? Die evangelische Kirche sollte ...



Das Profil der Erwartungen, das sich hier zeigt, ist seit den ersten Befragungen vor 40 Jahren ziemlich konstant geblieben, sowohl was die hohe Zustimmung zu vielen Vorgaben (Items) als auch was deren Rangfolge betrifft. Dass hier ein großer Konsens bzgl. des kirchlichen Handelns vorliegt, belegt ebenfalls das Ranking bei den Konfessionslosen, das dem der Kirchenmitglieder nahezu entspricht. Auch wenn man die Ergebnisse nach Alter, Bildung oder Frömmigkeitsmilieu der Befragten differenziert, ergeben sich zwar allerhand Unterschiede in den Zustimmungsraten; das allgemeine Bild bleibt aber gleich: Die Menschen haben an das kirchliche Handeln sehr hohe und zugleich thematisch ausgesprochen unterschiedliche Erwartungen. Es lassen sich vor allem vier zusammenhängende Komplexe erkennen, die jeweils auf ein bestimmtes Bild von ‚Kirche‘ verweisen:⁸

- Besonders hoch, auch bei den Konfessionslosen, sind die Erwartungen an eine ‚Kirche für Andere‘, die sich um Bedürftige und Notleidende kümmert.
- An zweiter Stelle stehen die genuin religiösen Vollzüge der Kirche: Gottesdienst, Predigt und die Ermöglichung von Gebet und persönlicher Besinnung. Es ist gleichsam eine ‚Kirche bei sich und bei Gott‘, die hier – ebenso von 40%–50% der Konfessionslosen – erwartet wird.
- Hoch geschätzt wird von den Mitgliedern sodann das kirchliche Engagement für das gesellschaftliche Zusammenleben; dazu gehören – etwas schwächer – auch kulturelle Angebote der Kirche. Stellungnahmen zum Arbeits- und Wirtschaftsleben oder zur Politik treffen dagegen auf weniger Zustimmung. Die Institution wird als sozialintegrative Kraft gesehen, die sich aus politischen oder ökonomischen Konflikten heraushalten sollte.
- Sozial integrativ soll die Kirche schließlich auch ‚vor Ort‘ wirken, indem sie gesellige Begegnungen ermöglicht.

Insgesamt wird deutlich, dass das Verhältnis der Mitglieder zur kirchlichen Institution nicht von einer Logik des *do ut des* oder des persönlichen Nutzens geprägt ist. Bedenkt man, dass die meisten Befragten sich weder als sozial bedürftig noch als regelmäßige Gottesdienstteilnehmer begreifen, dann wird von der Kirche offenbar nicht in erster Linie die Erfüllung persönlicher

Bedürfnisse erwartet, sondern ein Engagement für allgemeine gesellschaftliche Probleme und traditionelle religiöse Vollzüge. Nach wie vor leistet die Kirche offenbar eine Art diakonische und religiöse »Hintergrundserfüllung« (A. Gehlen):⁹ Sie steht dafür ein, dass man im Falle sozialer Not oder anlässlich biographischer Übergänge auf die Leistungen der Institution zurückgreifen kann und auf diese Weise gesellschaftliche Stabilität und Integrativität gewährleistet ist – konkret jedoch nimmt man die Leistungen nur ausnahmsweise und für kurze Zeit in Anspruch.

Fragt man im Sinne von Matthes nach der kirchlich-institutionell bestimmten Perspektive auf die Mitglieder, wie sie in der Anlage der Fragen erkennbar wird, so fällt – im Horizont der Erfahrungen der letzten Jahre – auf, dass die Kirche zwar als Raum für gesellige Begegnung in den Blick kommt,¹⁰ nicht aber als Raum für religiöses und/oder diakonisches Engagement. Etwas zugespitzt, fragt die Institution hier nur nach den Aktivitäten, die sie mit Hilfe beruflicher Experten erfüllen kann – dass auch das Engagement von ‚Laien‘ zur Erwartung an die Kirche gehören könnte, wird von der professionellen Institution ausgeblendet.

4. Was fällt Ihnen ein, wenn Sie ‚evangelische Kirche‘ hören?

Joachim Matthes‘ gerade noch einmal konkretisierte Einsicht – die Formulierung einer Frage an die Mitglieder unterstellt diese bereits in hohem Maße der inhaltlichen Bestimmtheit der (fragenden) Institution –, diese Einsicht hat dazu geführt, dem Fragebogen der V. Mitgliedschaftserhebung (2012) erstmals eine ganz offene Frage voranzustellen: »Was fällt Ihnen ein, wenn Sie ‚evangelische Kirche‘ hören?«. Auf diese Weise, durch das Abrufen freier Assoziationen sollte die Perspektive der Mitglieder (und Konfessionslosen) auf die evangelische Kirche nun möglichst offen, ohne institutionelle Vorgaben erkundet werden. Wie die untenstehende Grafik zeigt, sind mehr als 99% der befragten Mitglieder dieser Aufforderung gefolgt und haben – meist stichwortartig, nicht selten aber auch durch ausführlichere, mehrere Sätze umfassende Stellungnahmen – zu Protokoll gegeben, was ihnen bzgl. der evangelischen Kirche ‚top of the mind‘ präsent war.¹¹

»Was fällt Ihnen ein, wenn Sie ‚evangelische Kirche‘ hören?«

	EV N=2016	Ausgetretene N=603	KL N=408
Glaube, Gebet, Spiritualität	17,1	4,4	9,4
Kasualien	12,6	5,6	3,9
Gemeinde und Gemeinschaft	12,6	2,0	5,5
Gottesdienste	10,9	7,5	6,7
Diakonie, Kindergärten usw.	7,2	4,1	1,9
Kirchenkritik und Kirchenaustritt	6,9	49,4	26,4
Reformation und Kirchengeschichte	6,4	4,5	9,6
Bibel und biblische Gestalten	4,8	4,8	2,9
Gott und Jesus	4,4	2,8	4,3
Religion, Konfession, Organisation und Mitgliedschaft	4,0	1,9	3,5
Unterscheidung vom Katholizismus	3,9	2,7	6,0
christliche Kultur	3,6	3,5	4,1
sonstiges	3,0	1,5	4,4
Pfarrer, christliche Bekannte, bekannte Christen	1,8	3,1	1,7
nichts	0,9	2,4	9,9

In vieler Hinsicht zeigt sich hier ein ähnliches Bild wie bei der Frage nach den Erwartungen an das kirchliche Handeln. Wiederum wird die evangelische Kirche mehrheitlich mit religiösen Themen – Glauben, Gott, Bibel – und religiösen Praktiken wie Gebet und Gottesdienst assoziiert. Dabei treten die Kasualien in den Vordergrund,¹² oft in stereotypen Reihungen: »Taufe, Konfirmation, Bestattung« u.ä., oft aber auch mit persönlichem Bezug: »Da fällt mir die Taufe meiner Tochter ein ...«. Auch bei anderen Nennungen, etwa beim Kindergarten oder bzgl. des Kirchenaustritts, wird ein persönliches Engagement erkennbar. Mehrheitlich sind aber auch diese Einfälle zur Kirche, wie die Erwartungen, eher durch beobachtend-beschreibende Distanz gekennzeichnet: Wenn Themen des Glaubens, Phänomene der Spiritualität oder diakonische Institutionen genannt werden, dann impliziert dies gerade nicht, dass man sich selbst als religiös engagiert oder sozial bedürftig versteht.

Gleichwohl wird bei dieser Frage deutlicher, wie sehr die Beziehung der Einzelnen zur Kirche *emotional gefärbt* ist. Bei den Ausgetretenen ist dies – in kritischer Hinsicht – besonders markant, wenn fast die Hälfte der Einfälle direkt oder indirekt mit dem eigenen Abschied von der Kirche

assoziiert ist. Aber auch die Mitglieder äußern nicht selten Kritisches zur Institution, und sie markieren umgekehrt immer wieder ein sehr positives Verhältnis zur kirchlichen Gemeinschaft (ohne daran intensiver teilzunehmen) oder zu bestimmten, selbst erlebten Gottesdienstformen, etwa dem Familien- oder dem Heiligabendgottesdienst.

Überraschend erscheinen zwei andere Ergebnisse. Zum Einen reagieren nicht wenige Befragte auf das Adjektiv ‚evangelisch‘: Themen der Reformation, auch Luther als Person werden häufig genannt; dazu wird nicht selten auf Unterschiede zum Katholizismus hingewiesen, vor allem auf die Frauenordination. Noch etwas stärker assoziieren Konfessionslose solche inhaltlichen Merkmale der Kirche, die sich auf ihre Geschichte oder das spezifisch evangelische Profil beziehen.

Zum anderen überrascht es angesichts der kirchlichen Debatten über den »Pfarrer als Schlüsselperson«¹³, dass nur wenigen Befragten zum Stichwort ‚evangelische Kirche‘ deren Pfarrerrinnen oder Pfarrer eingefallen sind. Das ändert sich zwar, sobald in einer zweiten Frage nach Personen gefragt wird, »die Sie mit der evangelischen Kirche in Verbindung bringen« – hier

nennen 8% summarisch Pfarrer und/oder kirchliche Mitarbeitende, und weitere 21% nennen dazu konkrete Namen: »unsere Pfarrerin Schmidt«; »unser Pastor Thomas Müller«. ¹⁴ Ein ähnlicher Befund betrifft die Kirchengebäude – sie werden bei der allgemeinen Frage nach der evangelischen Kirche nur ganz selten assoziiert, treten aber bei der Frage nach Orten, die mit dieser Institution in Verbindung gebracht werden, alsbald (mit knapp 50%) in den Vordergrund.

Natürlich kann man vermuten, dass bei der Nennung von Kasualien und anderen Gottesdiensten deren Leiter ‚mitgemeint‘ sind – aber den Befragten sind doch offenbar die christlichen Vollzüge erheblich präsenter als die Personen (und Orte), die sie leiten (bzw. beherbergen). Noch einmal zugespitzt: Wichtig ist, was die evangelische Kirche religiös, diakonisch und sozial *praktiziert* – nicht aber, wer dafür im Einzelnen verantwortlich ist. Dies deutet darauf hin, dass der individuelle Bezug zum Handeln der Kirche doch dichter (und komplexer) ist, als die ersten Auskünfte vermuten lassen.

5. Eine praktisch-theologische Deutung der individuellen Beziehung zur Kirche

Die empirisch-sozialwissenschaftliche Brille, deren Nutzen und Grenzen ich hier ansatzweise zeigen wollte, sei nun ergänzt durch eine stärker theologische Perspektive. Dabei nehme ich zunächst die Mitglieder in den Blick und dann, abschließend, noch einmal deren Gegenüber: die Kirche.

Aus der Sicht der Befragten lassen schon die wenigen Daten, die gerade betrachtet wurden, erkennen: Für die Beziehung zur Kirche ist eine komplexe Mischung von pragmatischer Distanz, inhaltlicher Nähe, hoher Erwartung und kritischer Vorsicht charakteristisch. Jede genauere Bestimmung dieses Verhältnisses wird daher dialektisch vorgehen müssen: Zu jeder Kennzeichnung ist auch ihr Gegenpol mitzudenken. Das heißt etwa für die emotionale Grundierung dieser Beziehung: Sie ist zu beschreiben als ein »diskretes Christentum«, das zwar persönlich, innerlich engagiert ist, dieses Engagement aber zugleich als schambelegt empfindet. ¹⁵ Man sieht sich durchaus als Glaubende/r – aber das soll gerade nicht ausdrücklich werden. Oder umgekehrt: Wo Religion und kirchliches Engagement »verdeckt bleibt oder gleichsam abgedeckt wird, heißt dies noch lange nicht, dass Religion [und die kirchliche Institution, JH] keine Bedeutung (mehr) hat.« ¹⁶

So ist zu erklären, wie stark die Kasualien für die meisten Mitglieder im Zentrum ihres Interesses stehen. Denn hier werden die Einzelnen als Personen, als Individuen an entscheidenden Stellen ihrer Lebensgeschichte zum Thema kirchlicher Rede und kirchlicher Rituale – aber dies geschieht so, dass niemand sich ‚entblößen‘, dass niemand als Person öffentlich beansprucht wird – vielmehr gilt: »Im Blick auf die Beteiligten deckt das religiöse Ritual auch immer etwas von ihnen ab.« ¹⁷

Für die Einzelnen ist der Kontakt zur wie die Beobachtung der Kirche, so kann man vermuten, auch insgesamt von solchen dialektischen Spannungen geprägt. Die Kirche wird – nicht nur anlässlich von Kasualien, sondern ebenso etwa zu Weihnachten – vor allem in familiären Kontexten thematisch; und zugleich werden die familiären Bezüge in den kirchlichen Gottesdiensten in einen weiteren sozialen, transzendenten Horizont gestellt. Oder: die Kirche steht offenbar einerseits für ein schwer fassbares Gefühl von Herkunft, Heimat, Tradition – nach wie vor findet die Auskunft »Ich bin in der Kirche, weil meine Eltern auch in der Kirche sind bzw. waren« unter allen Mitgliedschaftsgründen die höchste Zustimmung, und zwar gerade unter Mitgliedern, ¹⁸ die sich mit direkten Kontakten zur Kirche zurückhalten. Andererseits ist den Einzelnen deutlich, dass sich Glauben und Kirche gerade nicht im Herkömmlichen erschöpfen, sondern auf zukünftigen Zusammenhalt, auf Veränderung und Hoffnung ausgerichtet sind. Nur so dürfte erklärbar sein, wie hoch die Erwartungen an das kirchliche Handeln auch und gerade dort sind, wo man sich selbst zur Institution auf Distanz hält, ja ihr ausdrücklich nicht angehören will.

Oder noch einmal anders: Es geht in Bezug auf die Kirche ganz sicher um höchst persönliche Erfahrungen, Enttäuschungen und Erwartungen – und zugleich wird auf verschiedene Weise markiert, dass die Kirche eben nicht nur ‚für mich‘ da sein soll, sondern ‚für Andere‘, ja für das gesellschaftliche Zusammenleben im Ganzen. Die Kirche steht damit, so hat es Monika Wohlrab-Sahr ausgedrückt, für eine Art »Kontrastprinzip« ¹⁹, das sich je nach Thema und je nach Milieu sehr unterschiedlich konkretisiert, das aber insgesamt auf ein ‚mehr‘ verweist, mit dem das nur Individuelle und nur Gegenwärtige überschritten und relativiert wird.

6. Kirche in der Sicht der Menschen: Vier Hinsichten und fünf Fragen an die Öffentlichkeitsarbeit

Richtet man den Blick schließlich noch einmal auf die andere Seite der Mitgliedschaftsbeziehung, eben auf die Kirche selbst, die – nicht nur in Gestalt der Öffentlichkeitsarbeit – nach neuen Formen der Kommunikation sucht, so lässt sich die eben skizzierte ‚diskrete Dialektik‘ noch etwas weiter differenzieren. In der neueren Kirchentheorie herrscht Einigkeit, dass die erfahrbare und handelnde Kirche nicht mit einem Begriff zu fassen ist, sondern vielmehr unterschiedliche Dimensionen der Kirche unterschieden werden müssen.²⁰ Aus der Sicht der Mitglieder ist dann von mindestens vier Aspekten von Kirche zu reden.

- *Kirche als Institution:* Die evangelische Kirche steht in dieser Perspektive für das, was immer schon gilt und auch weiter gelten soll. Von den kirchlichen Ritualen, ihren Reden und ihren Protagonisten wird die Weitergabe von gesellschaftlich integrativen Werten erwartet, vor allem aber eine Begleitung und Deutung der je eigenen Lebensgeschichte, die diese in ihrem familiären und nähräumlichen Kontext würdigt – und die zugleich über diese Kontexte hinausweist. Theologisch kann man von der Treue Gottes, von der Verlässlichkeit der göttlichen Zusage sprechen, die hier – eher implizit, eben diskret – eingefordert und erhofft wird.
- *Kirche als Gemeinschaft:* Die institutionelle Sicht der Kirche lebt jedoch zugleich davon, dass man um die Möglichkeit eines dichteren Kontakts, einer intensiveren Auseinandersetzung weiß. Zu ‚Kirche‘ assoziieren viele Phänomene von Gemeinschaft, Gebet, eindrücklichen Gottesdiensten oder seelsorglicher Nähe. Theologisch ist all’ dies im komplexen, ambivalenten Begriff der ‚Gemeinde‘ aufgehoben.²¹ Auch und gerade wenn man die Kirche als Gemeinde für sich selbst nicht in Anspruch nehmen will, ja wenn hier viel Scham mitspielt – als Möglichkeit, als Hinweis auf ein Jenseits der familiären und beruflichen Beanspruchung ist die kirchliche Gemeinschaft für viele Mitglieder, so weit man das erkennen kann, doch von hoher Bedeutung.
- *Kirche als Symbol:* In den Artikulationen eines »diskreten Christentums« (K. Fechtner) kommt insofern die Einsicht zum Ausdruck, die Dorothee Sölle mit dem Titel eines ihrer

letzten theologischen Bücher formuliert hat: »Es muss doch mehr als alles geben.«²² Die Kirche markiert eine emotionale Ahnung und ein schwer formulierbares Wissen von einem weiteren Horizont, der zwar inhaltlich unbestimmt, aber gerade dadurch sehr wirksam sein kann. Um noch ein letztes Mal auf die eingangs betrachtete Karikatur zurückzukommen: Ihre hintergründige Wirkung resultiert auch daraus, dass diese Szene am Frühstückstisch eine Ahnung, ja eine utopische Vorstellung aufruft, wie Mann und Frau sich eben auch anders, in einem freundlicheren Licht begegnen können. Theologisch gesprochen, steht die Kirche für eine Ahnung von Gott, die noch einmal andere, verborgene Möglichkeiten eröffnet.

- *Kirche als Organisation.* Dass die Kirche auch ‚Amtskirche‘, auch Organisation mit Ressourcenbedarf, Entscheidungsverfahren und Mitgliedschaftsregeln ist, das wissen ihre Mitglieder sehr wohl. Die Möglichkeit des Austritts bildet inzwischen einen selbstverständlichen Horizont der Mitgliedschaftsbeziehung – nicht zuletzt bei denjenigen, die diesen Schritt für sich selbst kategorisch verneinen. Warum man (noch) in der Kirche ist, das ist inzwischen auch in traditionellen Milieus begründungspflichtig geworden. Und theologisch kann darauf verwiesen werden, dass die verborgene Kirche sich nur in sichtbaren Strukturen, in Bekenntnissen, Agenden und Ämtern (im doppelten Sinn) artikulieren – und transformieren – kann.²³

Ich schliesse diese Überlegungen mit einigen Fragen an die kirchlichen Akteure, die sich für eine erneuerte, vertiefte und realistische Kommunikation zwischen Mitgliedern und Kirche verantwortlich sehen: an die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit. Diese Fragen haben keinen anderen Zweck, als die Debatte anzuregen – zwischen theologischen Beratern und kirchlich organisierten ‚Klienten‘, aber auch in deren eigenen Gruppen und Gemeinschaften:

- Im Blick auf die institutionelle Dimension der Mitgliedschaftsbeziehung kann man fragen: Wie ist die kirchliche Kommunikation auf die Lebensgeschichte, auf die persönlichen Erfahrungen und Enttäuschungen der Einzelnen bezogen? Wie wird nicht nur in Kasual- und Weihnachtsgottesdiensten, sondern auch in dezidiert öffentlichen Äußerungen ‚der‘ Kirche deutlich, dass es ihr in allen ihren Vollzügen um einen vertraut-ungewohnten

Horizont des Lebens geht, der immer schon gegeben, ja gesegnet ist?

- Im Blick auf die symbolische Dimension der Mitgliedschaftsbeziehung kann dann zunächst gefragt werden: Wie berühren die Kommunikationsangebote der Öffentlichkeitsarbeit die Einzelnen in ihren letzten Fragen und letzten Hoffnungen – und wie bleiben sie dabei so diskret, so respektvoll, dass ihre Adressaten sich nicht vereinnahmt und auch nicht – auch nicht vor sich selbst – beschämt und entblößt fühlen?
- Die gemeinschaftliche Dimension der Mitgliedschaft betreffen Fragen wie: In welche kirchlichen Sozialformen laden wir die Mitglieder ein? Welche Möglichkeiten des Engagements, der selbstverantwortlichen Mitarbeit eröffnen wir ihnen, und wie machen wir zugleich deutlich, dass niemand sich in der Kirche engagieren muss? Und nicht zuletzt: Wie wird die Vielfalt der kirchlichen ‚Gemeinden‘, die Fülle ihrer immer schon geschehenden Praxis öffentlich kommuniziert, und zwar so, dass sie als Chance, nicht als Problem der Beteiligung erscheint?
- Und wenn die Kirche nicht nur, aber auch eine ganz handfeste Organisation ist: Wie lässt die Öffentlichkeitsarbeit dann deutlich werden, dass zur Kirche auch Finanzfragen, Entscheidungsgremien und entsprechende Konflikte gehören? Und wie kann diese ‚weltliche‘ Seite der Kirche nicht als ‚Erdenrest, zu tragen peinlich‘ vermittelt werden, sondern als eine gewichtige, ja konstitutive Seite des kirchlichen Lebens, die gerade dessen öffentliche Wirkung, jenseits der Gemeinden und Initiativen vor Ort, nachhaltig bestimmt?
- Und darum am Ende die Frage, die hinter dem Thema »Mitgliederkommunikation« eben auch steht: Wie kann die Kirche öffentlich verdeutlichen, dass sie auf die Unterstützung ihrer Mitglieder angewiesen ist und bleibt – in finanzieller, in aktiver und in inhaltlicher Hinsicht? Je stärker diese Frage in die Vielfalt der Dimensionen eingebettet wird, die ich hier anzudeuten versuchte, desto realistischer, desto klarer wird auch diese Frage gestellt werden können.

Anmerkungen:

¹ Als Quelle wird auf dem Flyer angegeben: »Foto: CartoonStoc«.

² Vgl. die Studie von Thomas Großbölting: *Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945*, Göttingen 2013.

³ Joachim Matthes: *Unbestimmtheit: ein konstitutives Merkmal der Volkskirche? Anmerkungen zu einem Thema der Diskussion über die EKD-Mitgliedschaftsstudien 1972 und 1982 (1990)*, in: DERS., *Das Eigene und das Fremde. Gesammelte Aufsätze zur Gesellschaft, Kultur und Religion*, Würzburg 2005, 333–345, hier 338.

⁴ Matthes, a.a.O., 339.

⁵ Vgl. nur Birgit Weyel / Jan Hermelink: *Vernetzte Vielfalt. Eine Einführung in den theoretischen Ansatz, die methodischen Grundentscheidungen und zentrale Ergebnisse der KMM V*; in: H. Bedford-Strohm u.a. (Hg.), *Vernetzte Vielfalt. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2015, 16–32.

⁶ Vgl. Joachim Matthes: »Fremde Heimat Kirche«: ein doppelsinniges Bild. Ein Blick ‚von außen‘ auf die Mitgliedschaftsstudien der EKD (2000), in: DERS., *Das Eigene und das Fremde*, a.a.O. (Anm. 3), 347–363, bes. 348–350.

⁷ Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), *Vernetzte Vielfalt. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Gütersloh 2015, S. 474. Befragt wurden insgesamt 2016 Mitglieder der Gliedkirchen der EKD, in Ost- und Westdeutschland, und 1011 Konfessionslose. Die Befragten konnten jede Vorgabe auf einer Skala von 1 bis 7 gewichten. »Trifft zu« gibt den Prozentanteil derer an, die der jeweiligen Vorgabe mit dem Wert 5-7 zugestimmt hatten, »teils-teils« bezieht sich auf den Anteil der Stufe 4, »trifft nicht zu« bezieht sich auf diejenigen, die mit 1-3 bewertet haben.

⁸ Vgl. zum Folgenden auch Thorsten Latzel: *Mitgliedschaft in der Kirche*, in: Jan Hermelink / DERS., *Kirche empirisch. Ein Werkbuch*, Gütersloh 2008, 13–34 – mit Bezug auf die Ergebnisse der Befragung von 2002.

⁹ Vgl. die entsprechende Interpretation der Mitgliedschaftserhebungen bei Dietrich Rössler: *Grundriss der Praktischen Theologie*, Berlin/New York 1986, 424 und 413.

¹⁰ Dieses Item ist allerdings erst 2012 in die Liste der Vorgaben eingefügt worden.

¹¹ Bedford-Strohm u.a., *Vernetzte Vielfalt*, a.a.O., 461. Ein etwas ausführlicherer Bericht findet sich bei Jan Hermelink: *Kirchenbilder. Erste Beobachtungen zu den Antworten auf die offenen Fragen*; in: *Kirchenamt der EKD (Hg.): Engagement und Indifferenz. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, Hannover 2014, 32–35.

¹² Rückblickend fällt auf, dass dieses Handlungsfeld bei den Erwartungen nicht erfragt wurde.

¹³ Vgl. im Kontext der I. Mitgliedschaftsuntersuchung den Beitrag von Peter Krusche: *Der Pfarrer in der Schlüsselrolle. Berufskonflikte im Schnittpunkt religiöser Erwartungen und theologischer Normen*, in: J. Matthes (Hg.): *Erneuerung der*

Kirche – Stabilität als Chance, Gelnhausen/Berlin 1975, 161–188; *eine Generation später dann etwa Isolde Karle: Kirche im Reformstress*, Gütersloh 2010, 256 u.ö..

¹⁴ Vgl. Bedford-Strohm u.a., *Vernetzte Vielfalt*, a.a.O., 462, und Hermelink, *Kirchenbilder*, a.a.O., 33.

¹⁵ Vgl. Kristian Fechtner: *Diskretes Christentum. Religion und Scham*, Gütersloh 2015

¹⁶ Fechtner, , 31.

¹⁷ Fechtner, 30.

¹⁸ Vgl. Bedford-Strohm u.a., *Vernetzte Vielfalt*, a.a.O., 473.

¹⁹ Monika Wohlrab-Sahr: *Kulturelle Diversität und ein verbindendes Kontrastprinzip: Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge*, in: J. Hermelink/I. Lukatis/Dies. (Hg.), *Kirche in der Vielfalt der*

Lebensbezüge, Bd. 2. *Analysen zu Gruppendiskussionen und Erzählinterviews*, Gütersloh 2006, 321–338.

²⁰ Vgl. zur Mehrdimensionalität des praktisch-theologischen Kirchenbegriffs Jan Hermelink: *Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche*, Gütersloh 2011, 89–123; Eberhard Hauschildt / Uta Pohl-Patalong: *Kirche*, Gütersloh 2013, 117–220.

²¹ Vgl. nur Uta Pohl-Patalong: »Gemeinde«. *Kritische Blicke und konstruktive Perspektiven*, in: *PTh 94* (2005), 242–257.

²² Vgl. Dorothee Sölle: *Es muss doch mehr als alles geben. Nachdenken über Gott*, Hamburg 1992. *Zur Kirche als Symbol* vgl. v.a. Hauschildt/Pohl-Patalong, *Kirche*, a.a.O., 119ff.

²³ Vgl. zum kirchentheoretischen Begriff der Organisation Hermelink, *Kirchliche Organisation*, a.a.O., bes. 95ff. 